



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Triumph über Cleve. Landrecy und Cambrai

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Triumph über Cleve. Landrecy und Cambrai

Unterdessen kam die clevisch-geldrische Angelegenheit zur Entscheidung. Im Frühjahr hatte Herzog Wilhelm das Abendmahl unter beiden Gestalten genommen, und sein Schwager Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen seine Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund beantragt. Landgraf Philipp verhinderte sie entsprechend der gegen den Kaiser eingegangenen Verpflichtung. Einen von befreundeten Fürsten vorgeschlagenen Waffenstillstand lehnte der Herzog seinerseits ab. So beschied auch Granvelle eine letzte Anfrage des sächsischen Kanzlers am 12. August mit dem Hinweis auf die Waffen.

Ganz anders als in dem friedlichen Gewand von 1530 oder 1541 trat nun der Kaiser in Deutschland auf. Wir spüren den fast unheimlichen Eindruck, den er jetzt machte in dem literarischen Porträt, das ein gewiß unvoreingenommener Beobachter, Martin Bucer, in diesem Herbst dem Züricher Reformator Bullinger vermittelte. „Der Kaiser ist von klarem Geist und zäh in der Verfolgung seiner Pläne. Mit Granvelle und einem Spanier bespricht er seine Angelegenheiten, aber nicht alles. Er war (1541) geneigt, den Artikel der Rechtfertigung, Priesterehe und Laienkelch zuzugestehen. Da er damit nicht zum Ziele kam, griff er zu den Waffen, um Herr in Deutschland zu bleiben. Mit erstaunlicher Beweglichkeit tut er alles, er antwortet deutsch und mustert selbst sein Heer. Kaiserlich sind Worte, Laten, Blicke, Haltung, auch seine Geschenke. Selbst diejenigen, die lange um ihn gewesen sind, staunen über seine gegenwärtige Frische, Unmittelbarkeit, Energie, Strenge und Majestät. Dieser Kaiser könnte gar vieles, wenn er ein deutscher Kaiser sein wollte und ein Diener Christi!“

Am 17. August traf der Kaiser in Bonn ein, wo er von dem Kurfürsten von Köln verlangte, Bucer und Hedio zu entfernen. Dann zog er gestreckts vor Düren, das mit Mauern und Wällen für uneinnehmbar gehalten wurde und eine Übergabe kühn ablehnte. Ein Herr von Blaten verteidigte es tapfer. Aber die kaiserlichen Geschütze rissen tiefe Breschen in die Mauern, und der fünfte Sturm, am 23. August, gelang vollkommen. Das Schicksal der armen Stadt war schrecklich, und es bedeutete einen kargen Trost, daß der Kaiser Geld gab zum Wiederaufbau der Häuser. Das befestigte Jülich wagte gar keinen Widerstand. Ende des Monats lag der Kaiser vor Roermond, der ersten geldrischen Stadt. Auch sie ergab sich, am 2. September.

Weiter ging es auf Venloo. Und in das Lager vor Venloo kam nun der ganz hilflose, von allen Freunden im Stich gelassene junge Herzog aus Düsseldorf, um sich kniefällig zu unterwerfen. Alle Schuld schob er sehr unfürstlich auf seine

Räte. Er erhielt die kaiserliche Gnade nach Verzicht auf Geldern und Zütpfen, Lösung aller seiner Bündnisse und reumütige Rückkehr zu den katholischen Bräuchen.

Für die deutsche Reformation war dieser Zusammenbruch eine Einbuße ungeheurer Möglichkeiten, denn an den Ausichten für den Protestantismus am Niederrhein hing das Erzstift Köln, dessen Kurfürst Hermann von Wied, wie angedeutet, bereits ganz in reformatorischen Neigungen lebte. Es hing daran auch das Schicksal der reichen niederrheinisch-westfälischen Landschaften mit ihren Bistümern von Lüttich bis Münster und Paderborn. Nicht minder das Bekenntnis der Niederlande selbst.

Der Kaiser triumphierte.

Der erste Teil des großen Planes war ihm überraschend schnell und vornehmlich durch seine gesammelte Energie gelungen. Er sicherte sich den guten Fortgang schon durch seine Mäßigung. Der Herzog von Cleve behielt alle seine Länder und wurde ein paar Jahre später für die ohnehin notwendige Lösung von seiner ungebärdigen französischen Braut durch die Tochter des römischen Königs entschädigt. Der Kaiser aber schrieb rückblickend auf diesen kurzen Feldzug in seine Memoiren die für ihn und für uns denkwürdigen Worte: „Diese Erfahrung öffnete dem Kaiser die Augen und erleuchtete seinen Sinn darüber, daß es nicht nur nicht unmöglich, sondern im Gegenteil sehr leicht sei, einen solchen Übermut mit Gewalt zu bändigen, wenn es nur unter den rechten Umständen und mit den gehörigen Mitteln geschieht.“ Wir werden uns dieser Bemerkung später wieder erinnern.

Immerhin, wenn in allem menschlichen Handeln Umsicht und Sorgfalt Unterpfeiler des Gelingens sind, so hatte der Kaiser seinen Erfolg verdient; mehr noch, wenn wir uns vergegenwärtigen, mit welcher Sorge er an diese Unternehmung herangegangen war und mit welchem Mute er sie durchgeführt hatte, unbekümmert um die Widerstände in Spanien und die Gefahren der Überfahrt, vorbei an den feindlichen Küsten und an der französischen Stellung in Piemont, dem ungewissen Schicksal entgegen, das ihm eine scheinbar mächtige Koalition bereiten konnte. Die Heimsuchung der Niederlande während des letzten Jahres war in frischester Erinnerung. Natürlich lagen die objektiven Bedingungen des Erfolgs nicht zuletzt darin, daß die Verbündeten den Herzog von Cleve im entscheidenden Augenblicke schmählich im Stiche ließen, Frankreich und Dänemark so gut wie die deutschen Fürsten.

Aber der Kaiser sah mit Recht darin ein politisches Versagen und einen Verlust an Kredit für die Zukunft. Auch er dachte sich auf eine Koalition zu stützen.

Noch aus dem Lager von Venloo sandte er am 12. September den jungen Chantomay, Granvelles zweiten Sohn, nach England, um dem Könige seine Erfolge zu melden. Durch Preisgabe Cleves, ließ er betonen, habe der König von Frankreich in Deutschland allen Glauben verloren. Nun wolle er gegen ihn den Feldzug fortsetzen, um gute Vorbereitung zu tun für das nächste Jahr. Leider fehle es ihm gerade jetzt wieder an Geld, und er bitte den König um 150 000 Dukaten, die Kosten seiner Armee für einen weiteren Monat. Könne der König ihm das Geld nicht schenken, so sei er auch bereit, es in vier bis fünf Monaten aus seinen Mitteln in Spanien, aus Indien oder aus Bewilligungen der Niederlande zurückzuzahlen. Die Verlegenheit war peinlich.

Überhaupt stellten sich die alten Schwierigkeiten in der Lage des Kaisers alsbald wieder ein, als er sich statt der begrenzten Herrlichkeit des Herzogs von Cleve der umfassenden Macht Frankreichs gegenüber sah. In dem politischen Testament für seinen Sohn hatte er es noch offen gelassen, ob er durch den König von Frankreich in die Verteidigung gedrängt werde oder ihn angreifen könne. Cleve hatte er angegriffen. Gegen Frankreich mußte er sich tatsächlich bald wieder verteidigen. Denn die Franzosen hatten soeben Luxemburg zum zweiten Male genommen. Sein eigener Vorstoß durch den Hennegau über Mons und le Quesnoy kam vor Landrecy an der Sambre zum Stehen und verwandelte sich in Abwehr, als ein starkes französisches Entsatzheer herannahte, dem er eine Feldschlacht anbieten mußte. Die Königin und Granvelle befürchteten das Schlimmste von dem Ungestüm des Kaisers, da sie die französische Armee für erheblich überlegen hielten. Dem Kaiser war es bitter ernst. Er bereitete sich feierlich auf die große Entscheidung vor; am 28. Oktober beichtete und kommunizierte er. Am 2. November brach er mit seinen Truppen auf, dem Feind entgegen. Der venezianische Gesandte meinte, man stehe vor dem größten Ereignis des Jahrhunderts. Da entzog sich König Franz in der Nacht dem Zusammenstoß.

Die Verfolgung, zu spät angefetzt, brachte keinen großen Gewinn. Dafür hatte die Belagerung von Landrecy im günstigsten Augenblicke abgebrochen werden müssen. Den Franzosen gelang sogar der Entsatz. Sie behaupteten Luxemburg, Yvoy, Landrecies und Guise.

Gewiß bleibt es erstaunlich, daß der Kaiser im vollen Winter, zeitweise bei sehr schlechtem Wetter, gequält von der Gicht, überhaupt im Felde aushielt. Erst die zunehmenden Winterregen, die Unpassierbarkeit der Wege und der leidige Mangel an Geld „trotz neuer Wechsel aus Spanien“ zwangen ihn nach seinem eigenen Geständnis zum Rückzuge an die Schelde.

Hier aber trug er wenigstens noch einen politischen Erfolg großer Tragweite davon. Sein Ansehen und seine Truppen reichten vollkommen aus, das Bistum Cambrai, dessen Hirte zu Frankreich neigte, durch eine Zitadelle mit Garnison fest in seine Hand zu nehmen und damit die Niederlande, die bei seinem Regierungsantritt ein von Geldern und den verschiedenen Teilen der Bistümer Utrecht und Cambrai durchsetztes lockeres Bündel von Ländern gewesen waren, nach und nach zu einer geschlossenen Herrschaft zusammenzufassen. Daß dem Reiche damit kein Abbruch geschehen solle, schrieb er dem römischen Könige am 19. November ausdrücklich. Allein, wenn er das Reichsbistum wirklich gegen Frankreich schützte, das seine Hand schon danach ausstreckte, so meinte er doch zunächst die Erblande. Von den erfolgreichen Bemühungen um Lüttich war schon die Rede.

Er griff noch weiter aus. Wenn auch Luxemburg teilweise noch besetzt war, so schien es doch zur Sicherung der Erblande, insbesondere des dazugehörigen Diederhosen, nötig, sich auch um die benachbarte Reichsstadt Metz zu kümmern. Der Kaiser berührte damit zum zweiten Male das für die Habsburger so spannungsreiche Problem Erblande und Reich. Die Einfügung von Metz in einen wirklichen Staat wäre nicht erst 1871 ein wirksamerer Schutz gewesen gegen Frankreich, als die Reichsstandschafft. Es kam nicht dazu. Aber durch die Energie des von Marie entsandten Rates Charles Voisot gelang zum mindesten eine nachdrückliche Demonstration im kaiserlichen Sinne. Voisot berichtete, daß die Patrizier mehr französisch als burgundisch seien, sich aber gern als gut kaiserlich bezeichnen, um „neutral“ bleiben zu können. Einen protestantischen Predikanten, der in der Stadt starken Anklang gefunden hatte, wies er aus, und den Metzern erteilte er in einer von den herrschenden Paraisen-Familien nicht gewünschten Bürgerversammlung scharfe Weisungen, insbesondere wegen etwaiger Kriegs- und Lebensmittellieferungen an Frankreich. Karl schrieb befriedigt darüber an seinen Bruder.

Seine Politik blieb wachsam. Mußte er sich dem gebieterischen Halt des Winters fügen, so ließ er sich doch nicht aufhalten in den Vorbereitungen für das nächste Jahr. Wiederum kam manches dem Kaiser entgegen. Die deutschen Fürsten in seinem Heere billigten sein Vorgehen in Cambrai. Auch Herzog Moriz, der sich bei den gescheiterten Verhandlungen nicht beruhigt hatte. Sein Geltungsbedürfnis und seine unstillbare Neugier auf das unbekannte Große, die Wurzeln so vieler menschlicher Leistungen und Sünden, hatten ihn doch persönlich an den Kaiserhof getrieben. Er war nun das erstemal dort und öffnete sich den mannigfachen Eindrücken. Er sah sich auch hier als politische Persön-

lichkeit geachtet, nahm teil an der Winterkampagne bis nach Cambrai und kehrte dann heim — freilich mit dem Danaergeschenk einer kaiserlichen Vermittlung zwischen dem Herzog von Braunschweig, den er am Hof persönlich traf, und den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes. Besser konnte man ihn nicht von den Seinen fernhalten und seine weitere Verwendung im Dienste des Kaisers einleiten.

Über den Kanal aber ging Ferrante Gonzaga, um mit den Engländern, die bisher nur schüchtern von Calais aus angefeht hatten, den weiteren Kriegsplan vorzubereiten.

Papst und Kaiser. Der Reichstag zu Speyer 1544

Schon in den ersten Tagen des Januar machte sich der Kaiser wieder auf den Weg über Aachen an den Rhein, um den längst angekündigten Reichstag in Speyer seinem Versprechen gemäß persönlich zu besuchen. Eine Verlegung nach Köln wäre ihm lieb gewesen, doch stellte er den eigenen Wunsch zurück hinter dem Bedürfnis, Ferdinand und den Ständen entgegenzukommen. Denn sein nächstes Ziel war offenbar, die deutschen Fürsten gegen Frankreich zu gewinnen. Da nun kein Zweifel darüber besteht, daß er seit 1541 ernstlich daran dachte, gegen die Protestanten nötigenfalls mit Gewalt vorzugehen, erhebt sich die gewichtige Frage, wie weit das bald sehr schroffe Auftreten gegen die römische Kurie und das befremdende Eingehen auf die Forderungen der Protestanten seiner wirklichen Meinung entsprachen oder nur Mittel der Betäubung und Irreführung der Schmalkaldischen gewesen sind. Auffallend genug war beides. Wir werden die Vorgänge auch unter diesem Gesichtspunkte aufmerksam verfolgen.

Der kaiserliche Gesandte in Rom hatte mit seinem Drängen auf eine Erklärung des Papstes gegen Frankreich kein anderes Ergebnis als die Entsendung des Kardinallegaten Alessandro Farnese gleichzeitig an den kaiserlichen und an den französischen Hof. Für Deutschland sollte ihm der Nuntius Sfondrato zur Seite stehen, ein Cremonese, verwitwet, der Vater des späteren Papstes Gregor XIV, früher auch einmal in kaiserlichen Diensten zu Siena. Darauf besann sich der Kaiser, als er ihm durch Farnese vorgestellt wurde: „Ihr waret mir ein wackerer Diener, falls Euer Kleid Euch nicht gewandelt hat.“ Das Mißtrauen des Kaisers erscheint verlegend, wurde auch so empfunden, aber es war berechtigter, als er selbst noch mußte. Denn diese Mission Sfondratos lag keineswegs im Interesse des Kaisers.